



BÜCHERGILDE
unterwegs

Die Reise-Reihe
gegen Fernweh

Herausgegeben und
mit einem Vorwort
von Julia Finkernagel

Alain de Botton

Kunst des Reisens

Aus dem Englischen von
Silvia Morawetz

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg

Mit freundlicher Genehmigung
der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
The Art of Travel bei Hamish Hamilton, London
© 2002 Alain de Botton
Für die deutsche Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2002

© dieser Ausgabe:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich, 2022
www.buechergilde.de

Einbandgestaltung: Clara Scheffler
unter Verwendung des Motivs *Gas* von Edward Hopper (1940)
© Asar Studios / Alamy Stock Foto (Ausschnitt)
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7632-7417-8

Für Michele Hutchison

Kunst des Reisens

Vorwort	von Julia Finkernagel	9
Abreise	I Über Erwartungen	17
	II Über Reisestationen	45
Gründe für das Reisen	III Über das Exotische	81
	IV Über Wissbegierde	119
Landschaften	V Über Land und Stadt	149
	VI Über das Erhabene	177
Kunst	VII Über Kunst, die die Augen öffnet	203
	VIII Über die Erlangung des Schönen	237
Rückkehr	IX Über Gewöhnung	265
	Anmerkungen	280
	Bildnachweis	289

Vorwort

von Julia Finkernagel

Es ist ein verlockendes Bild: ich, versonnen am Rande einer lichtüberfluteten Piazza sitzend, mich unheimlich kulturell fühlend und die *Kunst des Reisens* mit meinem Cappuccino aufsaugend. Was dann passiert, nennt Alain de Botton die pessimistische Schule. Oder aber auch einfach die *Wirklichkeit*.

Alain de Botton liest man nicht so nebenher wie den noch im Vorbeigehen erstandenen Krimi. Alain de Botton *studiert* man. Sein gewaltiges Buch über die wundersamen und vielfältigen Facetten des Reisens erfordert meine volle Aufmerksamkeit und Vertiefungslust. Keinerlei Ablenkung durch Gespräche am Nebentisch, bitte schön, auch keinen Duft von getrüffelter Pasta als (frühes) Mittagessen, bitte auch nicht das geschäftige Piepsen wild entschlossener Sperlinge auf der Jagd nach Cornettoresten. Das hier ist keine leichte Kost – es ist ein bisschen Arbeit. Eine beeindruckende Vorlesungsreihe in Philosophischer Kulturanthropologie (mit Kunstgeschichte, Malerei und Literatur im Nebenfach). In dieser hochintelligenten Sammlung nimmt Alain de Botton das Reisen auseinander und

seziert es auf liebevolle, wenngleich äußerst gewissenhafte Weise. Sorgfältig legt er sämtliche Schichten frei, aus denen es besteht. Hier die Verheißung, die sich noch lange vor der konkreten Reiseplanung ankündigt. Daneben die aufwallende Hoffnung, die sich mit der Buchung (klick!) manifestiert: sehnsuchtsvolle Bilder im Kopf, das Versprechen, das man sich selbst gibt – und bestätigt wissen möchte. Vor Ort dann eine gewisse Ernüchterung, die recht häufig unmittelbar nach Reiseantritt einsetzt und die im schlechtesten Fall von planungsresistenten Komponenten wie Wetter, persönlicher Gemütslage oder der Stimmung vor Ort befeuert wird.

In meinem Fall ist das so. Der Platz perfekt: Ein Straßencafé in Florenz, an der Piazza di Santa Croce, jener Kirche, die mich schon mit siebzehn Jahren in ihren Bann gezogen hat, als meine Schwester und ich einen Sommer lang jeden Tag über ihren romantischen Vorplatz zu unserer Sprachschule gelaufen sind. Die Aussicht, mich hier noch mal wie ein zart gebräunter Backfisch zu fühlen, ist überaus reizvoll. Der letzte Stuhl am Tisch eines französischen Pärchens ist noch frei (deren Unterhaltung auszublenden mir mangels hinreichender Französischkenntnisse auch hervorragend gelingt). Der Liebste hat sich aufgrund einer kleinen Unpässlichkeit bereits in unsere Pension zurückgezogen – ich habe also einen unverhofften Spätnachmittag und Abend nur für *das* Buch, nur für mich.

Ich lese.

Gefalle mir beim Lesen und denke, jetzt noch ein Glas Wein, dann wäre das hier wirklich die perfekte Szenerie. Der junge Kellner jedoch ignoriert mich. Übrigens bereits seit knapp zwanzig Minuten. Meine Blicke, mein zaghaftes Winken (ich will die Franzosen nicht verstö-

ren), mein ganzes lesendes, nicht mehr siebzehnjähriges Sein übersieht er. Warum?

Warum reisen wir? Wer tut sich das an? Für meine Person lautet die Antwort: um das Fremde und das Neue zu erleben, das Aufregende. Um jedes einzelne Mal mehr (Er-)Kenntnisse zu erlangen. Und wegen des verheißenen Zaubers, den ich *zu Hause* niemals haben kann, weil dort eben zu Hause ist. (Der allerdings auswärts durchaus fragil und für unzählbare Imponderabilien störanfällig sein kann.)

Alain de Botton wühlt im Reisefundus seines eigenen Lebens, erzählt von seinen Kurztrips und Fernreisen, geschäftlichen Spritztouren und sehnsuchtsgetriggerten Lustfahrten. Amsterdam, Madrid, Barbados, die Provence. Er nimmt außer der jeweiligen Unternehmung auch sich selbst, den Reisenden, ins Visier. Eine *Vorlesung* wird es für mich dadurch, dass er dieser sich selbst nicht schonenden Selbstreflexion eine bedeutende Ebene hinzufügt: Zu jedem Kapitel serviert mir de Botton eine gute Portion vergleichender Kunst- und Literaturgeschichte.

Passenderweise bin ich gerade bei dem Kapitel, in welchem de Botton mir die Bilder Edward Hoppers ans Herz legt. Mit seinen Motiven verbildlicht Hopper das Gefühl, ein wenig verloren zu sein, zumindest aber allein. Kann ich gut nachvollziehen. Die Dame im Zugabteil, die Lesende auf der Kante des Hotelbetts, die Frau mit Hut und Mantel im nächtlichen Café.

Es beginnt leise zu regnen. Mein Stuhl ist der Einzige, der nicht unter den großen Schirm passt. Plötzlich fühle ich mich gleichzeitig vernachlässigt und beobachtet. Schäme mich ein bisschen. Der Regen lässt sich nicht

mehr ignorieren, die Buchseiten beginnen sich zu wellen. Ein überdachter Dreiertisch zahlt und geht. Ich verabschiede mich von meinen Franzosen und ziehe schüchtern um. Nun muss der Kellner mich aber wahrnehmen. Doch er läuft noch dreimal an mir vorbei und schaut gelangweilt über mich hinweg, bis es so weit ist: Da. Ich nehme es persönlich. Mit belegter Stimme presse ich ein »Scusi!« hervor und ordere, als er mich fragend anblickt, leicht weinerlich ein Glas *Vino Bianco*. Was ist da plötzlich für eine Schwere in mir? Ich habe keine Ahnung, warum mich ein gleichgültiger Cameriere so anfixt, aber ich weiß, dass Hoppers Bilder mir tatsächlich gerade etwas Trost spenden. Und danke Alain de Botton im Geiste dafür.

Sein Buch über das Reisen liefert außer der tiefgreifenden Untersuchung sämtlicher Phasen und Aspekte des Wegfahrens auch Einblicke in andere große Reisen, zum Beispiel die Expeditionen Alexander von Humboldts auf dem südamerikanischen Kontinent, die Lustreisen des Schriftstellers Gustave Flaubert durch den ägyptischen Orient oder die Spaziergänge des Dichters William Wordsworth durch den britischen Lake District.

Einen Tag später, mittlerweile auf der Insel Elba, erweist sich die kleine Unpässlichkeit als gestandene Coronainfektion und nimmt mich in Sippenhaft. In einem Hotel mit Balkon: Zeit zum Weiterlesen. Und aus dem Bett aufs Meer Schauen. Sehnsuchtsvoll, wohlgerückt. Ich schaue aus den wechselnden Blickwinkeln von van Gogh, Delacroix und Caspar David Friedrich.

Gegen Ende bin ich ganz aus dem Häuschen, weil ich durch Alain de Botton den britischen Schriftsteller und späteren Kunstprofessor John Ruskin kennenlerne, der von Kindesbeinen an mit seinen Eltern auf ausgedehnte und langsame Entdeckungstouren ging und so lernte, seine Umwelt in allen Details wahrzunehmen. Neben dem eigenen Schaffen

machte er es sich zur Aufgabe, talentierten (und untalentierten) Frauen und Männern das Zeichnen beizubringen. Nicht etwa mit dem Ziel, Objekte oder Landschaften korrekt (oder im besten Fall anmutig) wiedergeben zu können. Vielmehr war es Ruskin ein tief verwurzelt Anliegen, Menschen durch das Zeichnen richtig *sehen*, genau *hinzusehen* zu lehren, um dadurch mehr Freude im Leben zu erfahren.

Alain de Bottons Kapitel »Über die Erlangung des Schönen« macht mich regelrecht glücklich, seine Ausführungen zu Wahrnehmung und Ästhetik bringen in mir etwas zum Klingen, das weit hinausgeht über »ich muss jetzt unbedingt ein Foto machen«. Ich muss nämlich sehr oft unbedingt ein Foto von etwas machen, auch wenn mir beim Knipsen bereits bewusst ist, dass das Foto selbst niemals als hinreichende Wiedergabe, sondern immer nur als notwendige Erinnerungsstütze dienen wird. Umso willkommener sind de Bottons und Ruskins Betrachtungen (und die ausdrückliche Einladung) zur Wortmalerei: nicht zeichnen, sondern beschreiben, was ich sehe. Jenseits davon, was es mit mir macht. Im Fieber gelingt mir das: der explosive safrangelbe Sonnenaufgang vor meinem Coronabalkon, der sich energisch an der goldgesprenkelten, dramatisch von unten angeleuchteten Wolkendecke reibt. Derselbe Bildausschnitt vierzehn Stunden später, nach Sonnenuntergang: ein Zufluchtsort in Azurviolett, die beruhigende lavendelfarbige See schläft bereits, bewacht von einem königsblauen Horizont. Ich sehe es, und Alain de Botton lehrt mich, es zu beschreiben, in Ausdruck zu bringen. (Und natürlich kann er das viel besser als ich.)

Dieser All-inclusive-Trip mit einem der großen Alltagsphilosophen unserer Zeit bereichert mich enorm und erfüllt mich mit großer (ich glaube, buntgestreifter) Freude.

Vielleicht geht es Ihnen ja auch so?

Abreise

I Über Erwartungen



Orte *Hammersmith/
London*



Barbados

Guide *J. K. Huysmans*



1

Schwer zu sagen, wann genau der Winter da war. Der Rückgang vollzog sich allmählich, ganz so, wie ein Mensch altert, Tag für Tag in kaum merklichen Schritten, bis die Jahreszeit eine Realität war, an der sich nicht rütteln ließ. Es begann mit sinkenden Abendtemperaturen, dann folgten Tage ununterbrochenen Regnens, jäh wechselnde Böen atlantischen Windes, Feuchte, das Fallen der Blätter und die Umstellung der Uhren – aber immer noch gab es gelegentlich eine Verschnaufpause, Vormittage, an denen man ohne Mantel aus dem Haus gehen konnte und der Himmel wolkenlos strahlte. Doch sie waren wie trügerische Anzeichen der Genesung bei einem Patienten, dem der Tod das Urteil verkündet hatte. Im Dezember hatte sich die neue Jahreszeit durchgesetzt, und über der Stadt lag fast täglich ein bedrohlicher stahlgrauer Himmel wie auf einem Gemälde von Mantegna oder Veronese, die perfekte Umrahmung für die Kreuzigung Christi oder für einen im Bett verbrachten Tag. Der Park um die Ecke wurde zur Ödnis aus Schlamm und Wasser, auf die nächstens der regengrau gestreifte orange Schein der Straßenlaternen fiel. Als ich ihn eines Abends während eines Gusses durchquerte, musste ich daran denken, wie ich mich in der Hitze des vergangenen Sommers auf dem Boden ausgestreckt und mir die Schuhe von den bloßen Füßen gestreift hatte und mit ihnen über das Gras gestrichen war. Bei diesem unmittelbaren Kontakt mit der Erde hatte sich ein Gefühl eingestellt, als werde in mir alles weiter und als dehnte ich mich aus, während der Sommer die normalen Grenzen zwischen innen und außen niederriss, und ich fühlte mich in der Welt so zu Hause wie in meinen eigenen vier Wänden.

Doch nun war der Park wieder abweisend, und den Rasen zu betreten verbot sich in dem unablässigen Regen von selbst. Alle Traurigkeit, die ich je empfunden haben mochte, jeder





Verdacht, dass Glück unerreichbar, Verständnis zu finden unmöglich war, wurde von den pitschnassen dunkelroten Backsteinhäusern und dem tiefen, von den Straßenlaternen orange getönten Himmel nur zu eifrig bestätigt.

Diese Witterungsverhältnisse und eine Reihe von Ereignissen, die in etwa diese Zeit fielen (und Chamforts Diktum zu bestätigen schienen, dass man morgens eine Kröte schlucken sollte, um gegen weitere Widerwärtigkeiten, die der vor einem liegende Tag noch bringen mochte, gefeit zu sein), wirkten zusammen und machten mich empfänglich für die unverlangt zugesandte große, üppig bebilderte Broschüre mit dem Titel »Wintersonne«, die eines Spätnachmittags eintraf. Auf ihrem Umschlag war eine Reihe von Palmen abgebildet, die schief und krumm auf einem Sandstrand wuchsen, gesäumt von einem türkisfarbenen Meer und mit Hügeln im Hintergrund, in denen ich mir Wasserfälle und Erholung von der Hitze im Schatten süß riechender Obstbäume vorstellte. Die Aufnahme erinnerte mich an die Gemälde aus Tahiti, die William Hodges von seiner Reise mit Kapitän Cook mitgebracht hatte und die eine tropische Lagune im milden Abendlicht zeigen, dazu lächelnde einheimische junge Frauen, die sorglos (und barfuß) durch üppiges Laub streifen, Bilder, die Erstaunen und Sehnsucht ausgelöst hatten, als Hodges sie in der Royal Academy in London im bitterkalten Winter des Jahres 1776 erstmalig ausstellte – und die in der Folgezeit als Vorbild für spätere Darstellungen tropischer Idyllen dienten, nicht zuletzt für die auf den Seiten des »Wintersonne« betitelten Katalogs.

Die für diese Broschüre Verantwortlichen hatten intuitiv erkannt, wie leicht Leser mit Fotografien zu ködern waren, deren Macht die Intelligenz beleidigte und jedem Begriff von freiem Willen hohnsprach: mit plakativen Aufnahmen von Palmen, klaren Himmeln und weißen Stränden. Leser, die in

anderen Bereichen ihres Lebens eher zu Skepsis und Besonnenheit neigten, fielen bei der Begegnung mit diesen Naturerscheinungen in ein unschuldiges Urvertrauen und in Optimismus zurück. Die von der Broschüre ausgelöste Sehnsucht war, anrührend und trivial zugleich, ein Beispiel dafür, dass bestimmte Vorhaben (und sogar ein ganzes Leben) von den allereinfachsten, fraglos hingenommenen Glücksbildern beeinflusst waren, dass Menschen sich zu einer umfänglichen und enorm kostspieligen Unternehmung hinreißen ließen, und das nur, weil sie das Foto einer von der tropischen Brise sanft geneigten Palme gesehen hatten.

Ich beschloss, zur Insel Barbados zu reisen.

2

Wenn das Streben nach Glück unser Leben beherrscht, erschließen uns vielleicht nur wenige unserer Handlungen soviel über die Dynamik dieser Suche – mit all ihrer Inbrunst und ihren Paradoxien – wie die Reisen, die wir unternehmen. In ihnen drückt sich, wie kraus auch immer, eine Vorstellung davon aus, wie das Leben außerhalb der Zwänge von Arbeit und Überlebenskampf beschaffen sein sollte. Nur selten jedoch wird bedacht, dass das Reisen philosophische Probleme aufwirft, das heißt Fragen, die über das Praktische hinausgehende Überlegungen erfordern. Wir werden überhäuft mit Ratschlägen, wohin wir reisen, hören aber nur wenig, *warum* und *wie* wir reisen sollten – und das, obwohl die Kunst des Reisens naturgemäß verschiedene Fragen aufwirft, die weder simpel noch trivial sind und deren Betrachtung in bescheidenem Maße zum Verstehen dessen beitragen könnte, was griechische Philosophen mit dem schönen Begriff der *eudaimonia*, der Entfaltung der Persönlichkeit, bezeichneten.